

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

25.3.1923 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 12



25. März 1923

Otto Speer / Von der Kultur des Helfens.

Neben den rasch wechselnden Kulturformen der jeweiligen geistigen Oberschicht gibt es in jedem Volke einen Bestand festgewordener, von Geschlecht zu Geschlecht vererbter Anschauungen, welche die seelische Grundlage der Einzelglieder der Oberschicht hineinragen und die Anschauungs-, Denk- und Handlungsweise des gesamten Volkes entscheidend mitbestimmen. Die seelische Gesundheit eines Volkes hängt wesentlich ab von dem Besitz eines solchen Schatzes lebendiger, formender und richtunggebender Ueberlieferungen, die sich in gesunden Volkssitten und -gebräuchen äußern. Wo die Sitte in weiten Kreisen sich nicht mehr auf die Religion oder auf einen solchen Bestand festgewordener, in der Gewohnheit verankerter, als fester Besitz festgeerbter Sitten stützen kann, da zerfällt die Kultur rasch und unaufhaltsam. Um eine solche Verfallerscheinung handelt es sich, wenn in unserer Zeit die jahrtausendlang als selbstverständliche Pflicht empfundene Sache um die Schwachen und Alten, Witwen und Waisen, um alle, die sich nicht mehr aus eigener Kraft im Leben fortbewahren können, vernachlässigt und versäumt wird, wenn neben Armut und Elend schamlose Verschwendung frech und ungestraft sich auslebt. Nur ehrfürchtige u. entwurzelte Völker und Zeiten entziehen sich ihrer frommen Verpflichtung, lassen das alt und schwach Gewordene sinken und untergehen und glauben dabei gar noch, so dem Leben zu dienen. Hingegen empfinden primitive und religiöse Völker es als selbstverständlich, daß jeder so zu geben hat, wie ihm einst gegeben wurde, daß das in der Vollkraft des Lebens stehende Geschlecht, welches die Hilfe der alten Generation genossen hat und auf dessen Hilfe die junge Generation wartet, sich dem Alter durch Dankbarkeit und Ehrfurcht, der Jugend durch Liebe und Sorgfalt verbunden fühlt. Wie wunderbar sorgten inmitten äußerer Bedrückungen die urchristlichen Gemeinden für ihre Bedürftigen, Alten und Schwachen! Während das reiche, heidnische Rom der Kaiserzeit von Bettlern wimmelte, konnte Papst Urban (3. Jahrh.) von der armen, römischen Christengemeinde sagen: „Und es waren keine Bettler unter ihnen.“ Auch später hielt die Kirche an der ehrfürchtigen Pflege des Alters und an der liebevollen Fürsorge für die Armen fest. Und im Mittelalter entstand besonders in den germanischen Ländern ein großartig ausgebautes System kirchlich-weltlicher Wohlfahrtspflege, weil die Kirche mit diesen Fürsorgebestrebungen gerade in deutschen Ländern auf besonderes Verständnis stieß. Zeigen doch die deutschen Volkssitten, bei aller Strenge und Härte der Disziplin, Züge wunderbarer Tiefe und Bartheit, wenn es sich um die Sorge für die Schutzbedürftigen und Schwachen handelt. Wie konnte es geschehen, daß dieses unsprüngliche, sichere Gefühl, das die Volksseele so lebendig erfüllte, sich in zahlreichen rührenden Sitten und Gebräuchen ausdrückte und auch in das Recht eindrang, so gut wie ganz schwand, so daß heute weite Kreise unseres Volkes kein Herz mehr haben für die Not ihrer Volksgenossen? Man muß sich die alten Volkssitten und den Geist liebevoller und zarter Rücksichtnahme, der in ihnen waltet, vergegenwärtigen, um zu fühlen, wie weit sich unsere Zivilisation von der Kultur jener Tage entfernt hat.

Vor allem wurde dafür gesorgt, daß keiner, auch der Ärmste nicht, die Bitte um sein tägliches Brot vergeblich tat. Wer dem Armen das Brot versagte, verstandigte sich schwer,

und das Volksempfinden verurteilte diese Härte streng. Und so „heilig“ der Bauer immer war, so zäh er sonst seine Sagen festhielt, so willig fügte er sich dieser Sitte: so oft die Bäuerin hut, wurde eine Anzahl Armen- oder Bettellaibe mitgegeben. Wenn Melancthon sagt, daß Almofengeben nicht arm, so spricht er die allgemeine Volkseinsicht aus. Im ganzen Mittelalter hören wir außerdem von besonderen Stiftungen, die „auf ewige Zeiten“ die Brotverteilung an die Armen sichern sollten. Auch die alten Weistümer (Rechtsaufzeichnungen) und Hofrechte knüpften an die allgemein verbreitete Volkssitte der Brotpenden an und legten sie rechtlich fest. So heißt es im Rasteder (Rastatter) Hofrecht: „Auch ist zu wissen, daß derselbe Hofmann, der sollte dem Dorf Rasteden zu Wihennacht ein halb Malter Korn zu Brot machen mit Namen Mutscheleibelin und soll es den Kindern geben zu einem Gedächtnis.“ Bis in unsere Zeit hatte sich der Brauch erhalten, bei öffentlichen Festen und Schulfeiern die Kinder mit Wecken zu beschenken, ein Nachhall der alten Sitte, bei solchen Anlässen durch Brotpenden der Armen zu gedenken. Und jener biedere schwäbische Schultheiß handelte ganz im Sinne der Volkssitte, wenn er die ihm von seiner Behörde überwiesenen Gelder statt für Schulzwecke für Schulzwecke ausgab. Der Bettler aber fühlte sich keineswegs bedrückt durch seine Armut; er dankte seinen fröhlichen Gebern mit Vergeltungs-Gott und Gebet, und für die Kinder gab es keine größere Freude, als wenn sie dem Bittenden die Gabe reichen durften. Trotz allen Mißständen, die mit der Freigebigkeit zuweilen getrieben wurden (am Neujahrsabend 1692 teilte das Almosenamt zu Zürich an 7758 fremde und eigene Arme Brot und eine namhafte Geldgabe aus!), erschienen Bettlerordnungen erst spät und sollten vor allem die eigenen Armen gegen die auswärtigen Bettler schützen. Als erster in Deutschland verbot der Rat der Stadt Straßburg 1523 den Gassenbettel; er tat so, weil die Stadt wohlversehen mit Fürsorgestellen war, nicht aus Ananerei. Denn als 1529 infolge großer Fenerung 1600 Arme aus Burgund und Lothringen erschienen, brachte er diese Scharen in einem aufgehobenen Kloster unter und speiste sie bis zum nächsten Frühjahr.

Für die armen Reisenden, die Landfremden (Elenden), boten im Mittelalter die Elenden-Herbergen Dach und Fach, Speise und Trank. Frankfurt hatte mehrere Elenden-Herbergen mit Kapelle und Bachhaus. Fromme Leute machten diesen Anstalten Stiftungen und überall zeigte sich das Bestreben, den Armen nicht nur das unbedingt Notwendige, sondern auch eine gewisse Behaglichkeit zu gewähren. 1455 wurden 900 Gulden gestiftet, „armen, notturstigen, wandernden Leuten, die darin geherbergt werden, zu ruhelagen, damit zu speisen, zu trenken und zu trösten“, und der Rat beschloß, von diesem Gelde „elendigen Leuten win zu kauffen.“ 1523 stiftete eine Witwe Geld für Handtücher zum Gebrauch der Heerbergen bei Fußbädern. Und die Bruchsaler Elenden-Herberge besaß ein Legat, von dessen Erträgnissen den aufgenommenen Fremden jeden Abend eine „Erbjenbrühe“ bereitet wurde. Nur das unbedingt Nötige zu gewähren galt als lieblos und ungastlich.

Das gleiche Streben nach Menschlichkeit ging von den Volkssitten auch in die alten Rechtsitten über. Früher waren Wasser und Wald für alle frei gewesen, aber schon im 13. Jahr-

hundert klagte Freidank, daß die Fürsten mit Gewalt Feld, Stein, Wasser und Wald zwängen und daß für das Volk nur noch Luft und Sonne gemeine seien. Im Bauernkriege stand unter den Beschwerden obenan, daß die Fürsten Wasser und Wald genommen hätten. Streng und grausam schützten die Herren ihre „Rechte“, aber noch lange nahmen sie in den Weistümern Rücksicht auf das einstige Recht des Volkes und ließen Milderungen zu; und sie taten das in einer Form, die dem Wunsche des Volkes nach Anschaulichkeit und Bildlichkeit Rechnung trug. So bestimmten viele Weistümer, daß der Bauer noch ungestraft fischen dürfe, „so weit der Glockenklang seines Dorfes klingt und schillet“, oder wenn er „mit Hosen und Schuhen ins Wasser geht und den Fisch greift“, er darf den Fischen behalten, den sein Hund greift, „wenn er ihn öffentlich auf seinem Halse nach Hause trägt“, er darf ein Schwein fangen, wenn er den Schweinskopf seinem Herrn schickt. Die Art, wie hier das starre Recht durchbrochen und vermenslicht wurde, zeigt, wie auch in den Rechtsitten Rücksicht auf das Volksempfinden genommen wurde, dem jede unpersönliche, starre und dürre Festsetzung und Ausübung des Rechts widersprecht. Diese kümmerlichen Rechte alter Jagdsfreiheit gingen meist im Bauernkrieg verloren. Auch die Zinsabgaben suchte man dem Bauern leichter zu machen, indem man in ihm den Menschen ehrte. Die Zinsleute und Fröner wurden häufig bewirtet und durch Musik und Tanz erheitert; das Pferd des Boten, der die Schultern des gemästeten Schweines nach Hirschhorn brachte, wurde nachts bis an den Gurt in Haser gestellt, er selbst auf weißem Geschirr im Essen und Trinken ehrlich gehalten und mit einem Geldgeschenk entlassen.

Derselbe Geist fröhlicher Freigebigkeit und menschlicher Rücksichtnahme sprach auch aus den sonst so strengen Feldordnungen. Wenn beim Anblick der reifen Feldfrüchte der Mund wässerte, der durfte sein Gelüste befriedigen, indem er drei Stück von jeder Art nahm nach der alten Rechtsitte: Drei sind frei. Schwangeren Frauen gegenüber fiel auch noch diese Einschränkung weg: sie durften ungestraft ihr Verlangen nach Wildbret, Gemüse und Obst stillen, nicht nur selbst abpflücken, so viel sie wollten, sondern auch andere für sich abpflücken lassen. Als die Bauern sich im Bundschar zusammen schlossen, verlangten sie die Wiederherstellung dieses dem Volksempfinden entsprechenden Brauches: „so einer ein schwanger Frauen hätt, daß er ungestraft ein Stück Fisch aus dem Bach haben möcht.“ Indem die Herren aus Habgier und Herrschaftsucht keine Rücksicht mehr auf das Volksempfinden und die Rechtsitten des Volkes nahmen, zerstörten sie selbst den in den Volksitten ausgeprägten Geist der Milde und verschuldeten damit die Grausamkeiten des Bauernkrieges.

Auch die Wöchnerinnenhilfe war durch die Volksitten und in ihrem Gefolge durch Rechtsitten liebevoll geregelt. Viele Waldbrechte bestimmten, daß der Mann, „der ein Kindbett hat“, Holz aus dem Walde holen darf, zwei Wagen voll, wenn das Kind ein Knabe, einen, wenn es ein Mädchen ist, und das Bündiger Waldbrecht fügte hinzu: „er soll seiner Frau davor kaufen Wein und schönbrot (Weißbrot), biweil sie Kinder inne liegt.“ Der fromme Ehemann wurde sogleich seines Dienstes ledig, wenn seine Frau ins Kindbett kam, der Gutsherr mußte ihr, wenn sie zu ihm schickte, „ein Kopf Wein und vier Brote“ geben lassen, die Zinshühner durften im Hause der Wöchnerin nicht eingefordert werden, der Zinsbote begnügte sich mit den Köpfen, die Hühner blieben der Wöchnerin. Diese Maßnahmen enthielten zugleich ein gut Stück praktischer und ehrender Armenpflege, da sie eigentlich nur den Armen zugute kamen, die Reichen und Vornehmen hatten derartige Fürsorge nicht nötig.

Für die Alten wurde in derselben liebevollen, jede Bitterkeit ausschließenden Weise gesorgt. So lange der primitive Gemeinschaftsgeist in der Familie und der Sippe lebendig war, solange die Familie eine engverbundene Kultgemeinschaft bildete, erfreute sich das Familienhaupt als Repräsentant der Gemeinschaft großer Achtung, u. seine Macht und sein Ansehen wuchsen mit den Jahren. Wie in der Familie hatten die Ältesten auch in der Gemeinde und im Staat ein gewichtiges Wort mitzureden. Und wenn sich die arbeitsunfähigen Eltern auf das Allenteil zurückzogen, umgab sie die Liebe und Ehrfurcht der Kinder, und sie hatten keineswegs das bedrückende Gefühl, den Kindern zur Last zu fallen oder von widerwillig gegebenen Almosen zu leben. Die Rechtsitte aber verleiht nur dem Volksempfinden Ausdruck, wenn sie bestimmte, daß der verheiratete Sohn seiner alten, verwitweten Mutter am Herde und Tische den besten Platz einzuräumen habe. Als aber mit dem sich erhebenden Individualismus die Familie aufhörte, Rechtspersonalität zu sein, als jedes Familienmitglied selbst Rechtsobjekt wurde, da verfielen Macht und Ehre des Familienhauptes, er hörte auf, Vertreter der Familie zu sein, wurde einer unter vielen und wie alle Glieder nicht mehr nach Rang und Würde, sondern nach seiner augenblicklichen, geringen Leistung beurteilt. Damit begann die Tragödie des Alters: nachdem die Alten ihre besten Kräfte der jungen Generation geopfert hatten, standen sie dieser im Wege. Für

diese Verfallzeit des Familienfinnes gilt das bittere Wort Goethes: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear.“ Aber auch hier wußte das Mittelalter in zarter und zugleich ehrender Weise zu helfen. Es war Fürsorge und Ehrung zugleich, wenn die Klöster in Erinnerung an die zwölf Apostel zwölf arme Alte als ständige Insassen pflegten, für die Alten ohne Familie wurden in den Städten Altersheime errichtet, und der Rat der Stadt sicherte gegen ein kleines Kapital lebenslängliche Versorgung. Auch an diesen Heimen nahm die Bevölkerung liebevollen Anteil und war bemüht, den Insassen über das Notwendige hinaus eine gewisse Behaglichkeit zu sichern. Es gab Stiftungen zur Verabreichung von Vederbissen an bestimmten Festtagen und zur Veranstaltung von Spielen und Aufführungen zur Ergözung und Erweiterung der Bewohner. Überall aber zeigte sich das Bestreben, die Selbstständigkeit und das Eigenleben der Insassen möglichst wenig zu beschneiden, diese auch im Rahmen der organisierten Altershilfe als Persönlichkeit zu bewerten.

Der Dreißigjährige Krieg hat viele dieser Einrichtungen und Gebräuche zerstört, hat die Gemüter roher und härter gemacht. Das römische Recht vollends hat das alte Recht mit seinen vielen menschlich-treuerherzigen Zügen, die im Volksempfinden und in der Volksitte ihre starken Wurzeln hatten, beseitigt und damit zutiefst anti-ethisch gewirkt. Vorher waren Volksbrauch und Rechtsbrauch, Sitte und Recht nicht geschieden. „Für das in der Volksitte wurzelnde Recht sind das klassische Volk die Germanen“. (Ufener.) Das römische Recht aber widerspricht in vielen Punkten dem natürlichen Volksempfinden und den Volksitten; da es dem Volke aufgezwungen wurde, hat es dazu beigetragen, das Volksempfinden zu verwirren, es an seinen Ueberlieferungen und Sitten irre zu machen und so die seelische Grundlage einer gesunden Volkskultur zu zerstören. Dem Geiste echter Menschlichkeit und zarter Rücksichtnahme, der aus dem alten Recht sprach und sich im Durchbrechen des Rechtes aus menschlichen Rücksichten äußerte, widerspricht aufs schärfste die abstrakte, kalt-sachliche Denkweise des römischen Rechtes, für das es keine menschlichen Rücksichten gibt: fiat justitia, et pereat mundus.

Es war ganz im Sinne dieser unpersönlichen und nationalen Denkart, daß man den ungeheuren Gedanken faßte, die gesamte Fürsorge gesetzgeberisch zu regeln und dabei die freie Liebestätigkeit als „unsystematisch und unzweckmäßig“ möglichst auszuschalten. Zweifellos hat die organisierte öffentliche Wohlfahrtspflege ihr Gutes, sie gibt dem Bedürftigen einen rechtlichen Anspruch auf Hilfe und hat es durch ihre bessere Ordnung erreicht, daß vor dem Kriege — in einem sehr blühenden Wirtschaftsleben allerdings — wirkliche Not verhältnismäßig selten war. Aber wieviel lebendige Hilfsbereitschaft und Hilfsfähigkeit ist durch diese Entpersönlichung und Versachlichung der Fürsorge ersickt worden. Zwischen den Helfenden und Bedürftigen schob sich die unpersönliche Organisation — was vom Standpunkt des Bedürftigen zuweilen sein Gutes haben mag — aber das Erlebnis des Helfens, die menschlichen Antriebe des Mitleids, der Gutmütigkeit, der Freude am Helfen wurden dadurch ausgeschaltet und verkümmerten. Man beruhigte sich damit, daß ja eine Organisation da war, die zu helfen hatte; das persönliche Verantwortungsgefühl erlosch. Nun aber hat die Not einen derartigen Umfang angenommen, hat die Geldbewertung die alten Stiftungen und Einrichtungen so sehr ergriffen, daß die organisierte, öffentliche Wohlfahrtspflege nicht im entferntesten mehr ausreicht, besonders weil solche Kreise heute in Not sind, denen die unpersönliche, öffentliche Fürsorge gar nicht helfen kann. Sie bedarf heute der Ergänzung durch die private Liebestätigkeit und zwar in jener rücksichts- und liebevollen menschlich-zarten Art, wie sie einst der selbstverständliche Geist unseres Volkes war. Es muß gelingen, dieses Gefühl wieder zu wecken und zum Ausgang einer ganzen Volksbewegung zu machen, die alle Kreise ergreift und in Hilfsbereitschaft eint; dann erst wird die „Deutsche Notgemeinschaft“ mehr sein als eine Organisation und ein Mechanismus zur Beschaffung und Verteilung von Mitteln.

Damit ist unsere Aufgabe klar umrissen: sofortige, tatkräftige, praktische Hilfe und langsam aufbauende, sozialethische Gesinnungspflege. (Man vergl. das Februarjonderheft der „Zat“ [Diederichs, Jena] „Altershilfe des deutschen Volkes“). Jeder gebe den Organisationen so viel er kann, aber ohne die private Liebestätigkeit zu vernachlässigen. Jede Hilfe muß individualisierend, schonend, aufrichtig, ehrend erfolgen; wer diese Kultur des Helfens besitzt, der kann oft mit geringen Mitteln von Mensch zu Mensch mehr erreichen, als andere mit großen Mitteln und die öffentliche Fürsorge wertvoll ergänzen. Er ist der berufene Vermittler zwischen den Besitzenden und den Bedürftigen und sollte sich dieser Aufgabe nicht entziehen. Wer aber dafür sorgt, daß diese Kultur des Helfens wieder Allgemeinbesitz unseres Volkes wird, daß der alte Geist froher Freigebigkeit und zarter Rücksicht wieder auflebt, der leistet damit wertvolle Hilfe bei der sittlichen Erneuerung unseres Volkes.

E. Fiechter. / Ostendorf. Sechs Bücher vom Bauen.*)

Die vierte Auflage des Einführungsbandes der Sechs Bücher vom Bauen! Vor neun Jahren erschien das Werk zum ersten Mal — Sackur hat ihm das alte Aussehen gelassen und doch viel und Wesentliches daran geändert. Gegen Ostendorfs Einseitigkeiten, besonders gegen die unser Gefühl geradezu verletzende Beurteilung der mittelalterlichen Baukunst mußte man sich auseinandersetzen. Auch gegen seine Absicht, die heute wieder vorhandene „Baustimmung“ auf die Traditionen des 18. Jahrhunderts, insbesondere auf die des westlichen Nachbarn zu lenken, um dort wieder anzuknüpfen, nachdem im 19. Jahrhundert alle Tradition abgerissen ist, war Stellung zu nehmen. Ostendorf hatte sich geirrt, wenn er in jener Kunst des französischen Barocks das rettende Ufer erblickte, von dem aus die heutige Zeit ein Neuland erobern würde. Genau befehen, gelangte er bei allen Vorbehalten und Rücksichten doch auch zu formalen Vorschriften, die mit unseren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen nichts mehr zu tun haben, so wenig wie die mittelalterlichen; denn alle formalen, historischen Experimente sind heute unmöglich und falsch.

Sackur schwächt diese Einstellungen Ostendorfs stark ab. Er hätte dabei fast noch weiter gehen dürfen. Freilich wäre dann nicht mehr viel vom alten Text übrig geblieben. Es ist jedenfalls gut, daß er die Beispiele von Bauten des 18. Jahrhunderts nur noch zum Vergleich, aber nicht im Sinne eines Modells den Schöpfungen der Neuzeit gegenüberstellt. Im übrigen waren die vorhandenen Entwürfe der ersten Auflage für die Beibehaltung des inhaltlichen Charakters maßgebend. Leider ist auch Ostendorfs Formulierung des Entwurfsfaches geblieben, die mißverständlich wirkt. „Die einfachste Erscheinungsform für ein Bauprogramm finden“ wird nie eine volle eindeutige Definition sein. Entwerfen ist im Grunde genommen lediglich das Gestalten einer künstlerischen Idee. Gleichgültig ob diese in der einfachsten oder in einer vielfältigen Art ihren höchsten Ausdruck findet. Bei ernsthaftem künstlerischen Schaffen wird die Richtung immer auf die vollkommenste Form der in der künstlerischen Idee liegenden Gedanken und Absichten gehen. Die höchste Stufe ist aber nicht die an sich einfachste Erscheinung schlechthin; wir müßten eher sagen: die einheitlichste, die die künstlerische Idee am reinsten zum Ausdruck bringende Erscheinungsform muß das Ziel des Entwerfens sein. Ohne künstlerische Idee gibt es kein Entwerfen — und ohne eine Richtung, ohne ein Bewußtsein dessen, wohin der Weg zu gehen hat, ohne einen Halt für eine künstlerische Idee. Diese Bewußtheit fehlte uns, wir hatten keine Baukultur, die größter und besten Leistungen des 19. Jahrhunderts standen in der Luft, waren nicht schulbildend, schufen keine Tradition. Sie waren in erster Linie auf formale künstlerische Gedanken aufgebaut, nicht auf ein künstlerisches Zusammenfassen und Gestalten aller in unserer Zeit lebendigen technischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Elemente. Boden unter die Füße hat uns erst Theodor Fischer wieder gelegt; der Beginn einer Baukultur kann auf ihn und seine Gesinnungsgenossen datiert werden. Die Forderung Ostendorfs ging gleichzeitig in die Welt hinaus.

Ein großer Vorzug der neuen Auflage ist die Gliederung des Stoffes in klar umgrenzte Abschnitte: I. Was lehrt uns die alte Kunst für unser baukünstlerisches Schaffen? II. Architektonisches Denken und architektonische Formensprache. III. Typus des deutschen freistehenden Wohnhauses und sein englisches Gegenbild. IV. Die substanzialen und formalen Mittel der architektonischen Gestaltung. V. Bedeutung der Situation für den Entwurf. Neuere Räume. Zusammengelegte Baukörper. VI. Raumgruppen. Bedeutung der Symmetrie für Raum und Körper. VII. Die Baukunst des Mittelalters und der Renaissance. Bauliche Idee — architektonische Idee — architektonisches Vorbildungsmodell. Realismus — Idealismus in der Baukunst. VIII. Die Innenräume des Wohnhauses. Die Distribution bei den französischen Architekten des 18. Jahrhunderts. IX. Der Städtebau als Aufgabe der Raumkunst.

*) Band I. Einführung. 4. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Sackur. Berlin 1922. Verlag von W. Ernst & Sohn.

Diese klare Gliederung des Stoffes hat auch zu einer wesentlichen Vertiefung und Klärung der aufgeworfenen Probleme geführt. Davon zeugen besonders die Kapitel II, VII, IX. Doch vermag der gewaltige Stoff der Fragen in einer „Einführung“, die der I. Band darstellt, garnicht bewältigt zu werden. Das Ganze ist also nicht als eine geschlossene Abhandlung zu betrachten, sondern immer noch, wie zu Ostendorfs Zeit, als ein sehr loses Bündel aneinandergereihter Fragen und Antworten, auf die erst die weiteren fünf Bände in vollem Umfange eingehen werden.

Aber schon dieser I. Band ist voll von Wichtigem für Architekten und Laien; er liest sich gut, ist anschaulich, enthält viele gute Abbildungen, so daß er allgemeinste Verbreitung verdient. Genannt seien nur einige treffliche Neußerungen, so über die Anschaulichkeit des Denkens im Gegensatz zum heutigen wissenschaftlich-abstrakten Denken, vom tiefen Grund des Verjagens unserer Baukunst eben aus Mangel der Anschaulichkeit, von der künstlerischen Wahrheit, von der Notwendigkeit der Erziehung anschaulich klarer Vorstellungen, von der Symmetrie, von der Beziehung des Außenraumes zu dem Baukörper, von den vielen baulichen Ideen unserer Zeit, aber ihrem mangelhaften architektonischen Denken, von der Notwendigkeit der Aufklärung über rein architektonische Fragen für das wirtschaftliche Leben usw. Während die ersten Auflagen die Entstehung des Buches aus dem praktischen Unterricht noch deutlich erkennen lassen, wird jetzt das Ganze selbständiger und tiefer durchdacht und gestaltet. Das Neue der IV. Auflage liegt in der Vertiefung. Dafür müssen wir dem Herausgeber größten Dank sagen. Neuere Mängel, wie die Gegenüberstellung von Abt. 95 und 96, wie kleinere Druckversehen beinträchtigen nicht die Vorzüge. Die Bemerkungen über die Symmetrie als wichtigstes Mittel der Gestaltung eines Bildeindrucks und bei der Forderung der Geschlossenheit eines Raumes sind wohl etwas zu stark betont. Forderungen zu stellen ist überhaupt wohl, wenn es sich nicht um ein bestimmtes Beispiel und seine Lösung handelt, ein gefährliches Unterfangen. Es gibt eben keine Regel, die völlig vom Stoff losgelöst, abstrakt genommen werden darf. Alle Regeln und Gesetze sind nur zugleich mit den Aufgaben zu entwickeln und nicht zu verallgemeinern. Und weiterhin: jede Zeit hat ihre besonderen, nur für sie geltenden Gruppierungen von Vorstellungen und Idealen. Am klarsten erfassen sie die führenden Künstler. Heute werden deshalb Empfehlungen französischer formaler Höchstleistungen in Profanbau aus vielerlei Gründen uns unmöglich erscheinen, nicht nur weil sie unseren wirtschaftlichen Umständen widersprechen, sondern weil sie empfindungsmäßig gerade das, was wir erstreben, nicht treffen. Wir werden die Kunst eines Blondel, Bossard usw. gewiß immer wieder bewundern — aber sie irgendwie zur Richtschnur unserer Vorstellungen zu machen, das können wir nicht. Was wir heute suchen, ist eine Synthese der „realistischen“ Richtung des Mittelalters mit der „idealistischen“ der Renaissance. (Vgl. S. 169). Denn daß beide dauernd nebeneinander — oder gegeneinander stehen müßten, das können wir nicht wollen. Gesund ist eine Baukunst nur, wenn sie immer wieder dieser polaren Gegensätze sich bewußt bedient. Daß der Künstler für sein Gestalten die größte Verantwortung trägt, weil er eine den Menschen beeinflussende Form schafft, wird allen Architekten immer nachdrücklicher vor Augen gehalten werden müssen. Daß aber dieses Formschaffen aus inneren Notwendigkeiten gerade nicht anknüpfen kann an das 18. Jahrhundert, wie Ostendorf wollte, wird auch demjenigen klar, der einseht, daß der Mensch die Kulturen erschafft als Ausdruck der Metamorphosen seines menschlichen Weltbewußtseins.

Aber als wichtigstes ist zu sagen: Weniger auf das Erfinden kommt es an, als auf das Empfinden. Fein, tief und rein muß das Empfinden sein für alle Töne unserer Zeitsele, stark das handwerkliche Können, groß die Ehrfurcht vor den besten Leistungen früherer Zeiten, besonders im eigenen Heimatgebiet, nur dann entwickelt sich eine Baukultur — eine Baukunst. Ostendorf hat das Beste gewollt. Sackur führt die Sache weiter, damit das Vermächtnis lebendig bleibe und Leben wirke. Wir glauben trotz allem an unsere Zukunft und an das Göttliche im Menschen. Lehrer der Jugend — Führer — Wegbereiter sind sie, die solchen Glauben haben und dafür arbeiten, kämpfen, sterben.

Konrad Arnold Bergmann / Simeamas. Novelle.

III.

Leonore hatte ihre kleine lederne Handtasche geöffnet und ein Merkbüchlein herausgenommen. Darin stand der letzte Satz, den sie sich kürzlich nach einer ersten Unterhaltung mit einem ihrer Onkel, dem pensionierten Oberstudienrat B. festgehalten hatte. Dann las sie, nachdem sie sich umgeschaut und in ihren Taschenspiegel geblickt hatte, noch folgende Merksätze: Wissen-

schaft und Weisheit verhalten sich zu einander wie Schema und Leben, wie Mittel und Zweck, wie Zahl und Wert, wie Buchstabe und Laut, wie Note und Ton. Es gibt einen Fortschritt nur auf sittlichem Gebiet; man kann darum nur in dem Fall von einem geistigen Fortschritt sprechen, wenn das geistige Gebiet im sittlichen liegt. Es ist sehr bezeichnend für unser Zeitalter, daß es das Wort geprägt hat: Wissen ist Macht. Alles sehr

folgerichtig: Zeit ist Geld, Geld ist Macht, Macht ist Wissen! — Die heutige Wissenschaft frondet für den Kapitalismus, wie der griechische Sklave für den römischen Kapitalisten. Nur war hier veredelnder Einfluß des menschlich-persönlichen Verhältnisses möglich, dort fehlt er. Ein wie gutes Herz hat noch Goethe gehabt, wenn er schreiben konnte: Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem andern, aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im ganzen zu fühlen.

Sie steckte ihr Büchlein wieder in die Ledertasche; denn es war ihr vornehmlich darum zu tun gewesen, das Goethewort sich zu vergegenwärtigen. Sie suchte sich an ihm festzuhalten, weil sie verspürte, wie der Fluß ihrer Gedanken sie immer mehr von der Uferstelle abtrieb, an der sie eigentlich ans feste Land wollte. Sie schloß ihr Herz von ihrem eigenen Geist unterjocht. Wie ein Gebet wider den bösen Verführer, der des Herzens Seligkeit rauben will, kam es auf einmal von ihren Lippen: Si me amas.

Wenn du mich liebst, mußt du die Wissenschaft in deinem Innern entthronen oder sie wenigstens dazu zwingen, die heiligen Rechte der Liebe und des Lebens anzuerkennen und zu achten. Wenn du mich liebst, bist du in das Heiligtum der lebendigen Geschichte eingetreten und mußt darin dem Leben als der höchsten Gewalt huldigen. Wenn du mich liebst, ist in deine Brust das schöne Gefühl eingezogen, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist. Wenn du mich liebst, wirst du froh und glücklich sein, da du den Mut hast, dich in mir zu fühlen; denn, wenn du mich liebst, bin ich dir alles.

Sie trat aus dem Walde und schritt durch die Westendstraße ihrem elterlichen Hause zu. Wie müde sie war, wußte sie erst jetzt, als sie in ihr Tagebuch die heutigen Erlebnisse eintragen wollte. Sie legte es wieder beiseite, nachdem sie das Datum und darunter nur drei lateinische Worte geschrieben hatte. Dann nickte sie über der Frage ein: Wo er eben weilen, was er gerade treiben mag?

Er sah zu dieser Stunde im „Rheingold“, den Geist von einem Ocean von Gefühlen überflutet, und trank am zweiten Viertel „Meeripinne“.

Es ist ein Merkmal für echte, tief im Herzen keimende Liebe, wenn die Liebenden gegeneinander verächtlich sind. In herber Keuschheit verschließt sich die Klappe. So rasch sich die Blume der Reizung öffnet, so rasch wehkt sie ab. Die Noie zeigt eher ihren Dorn, denn ihre edle Külle. Durch diese Eigenschaften der wahren Liebesempfindung ist es möglich, daß zwei sich zugezogene Seelen zum Zustand der Geduld und der Treue heranreifen. Wir bemerken darum mit freudiger Teilnahme, wie am folgenden Vormittag Leonore den ersten, ziemlich gemessenen Gruß des Professors spröde erwidert, wie in der großen Pause jedes für sich bleibt, wie beide, etwas verstimmt, wortlos hintereinander ihrer Klasse zuschreiten.

Draußen rauscht ein Wetterregen nieder; einige Blitze lösen die Spannung, die seit dem Morgen in der Atmosphäre liegt. Leonore war in der ersten Hälfte der Stunde dem Wesen des Absolutismus charakt. auf den Leib gerückt. Es hagelte nur so von vernichtenden Urteilen über den Machtstandpunkt, Gewaltpolitik, Militarismus, Bürokratismus, Imperialismus, über den Begriff des Staates als eine Maschine, Staatssozialismus, Zwangsorganisation, über egoistische Interessenpolitik der Dynastien und Parteien, über den Begriff des Herrenmenschen, Cäsarenwahnsinn und Hofadel. Wie sie dann auf die Auswirkung der absolutistischen Idee im gesellschaftlichen, beruflichen, kulturellen Leben zu sprechen kam, schlug ihr Urteil wie ein Blitz ins Industriegebiet der wissenschaftlichen Spezialisierung ein. Ihre Verstimmlung war weg. Sie begann Fragen zu stellen. Welche Aufgabe erfüllt aber trotz allem der Absolutismus im Rahmen der Weltgeschichte? Welche Aufgabe hat insbesondere der Absolutismus des deutschen Territorialfürstentums erfüllt? Was für eine fördernde und anregende Wirkung übt die kapitalistische und industrielle Verwertung spezialwissenschaftlicher Arbeit auf das gesamte geistige Streben der Menschen aus? — Sie gab bezeichnenderweise die Antworten im großen und ganzen selber. Sie betäubte ihre innere Unruhe dadurch.

Bis es läutete, hatte auch der Professor in seiner Weise sich das bellommene Herz erleichtert. Auch in seinem Vortrag hagelte es heute von grundsätzlichen Begriffen. „Das ist exakte Methode, das gehört zur Aufklärung, darin besteht das Wesen der Bildung,“ diese Wendungen lehrten über der Behandlung der Lehre von Elektrizität immer wieder. Er theoretisierte bald nur. Er sprach allgemein über Naturwissenschaft, griff auf die Mathematik über und zur wachsenden Verwunderung der Klasse ging er so weit von seiner gewohnten Art ab, ein ganz bestimmtes, scharf umgrenztes Penjum zu erledigen, daß er sogar Giordano Bruno und Voltaire, Griechentum und Renaissance berührte. Auch seine Verstimmlung hatte sich verflüchtigt, als er

erklärt hatte, daß wahre Aufklärung grundsätzlich sich in der exakten Arbeitsmethode äußere, und — die Klasse horchte über den ungewohnten Ton auf — und daß wissenschaftliche Exaktheit im Grunde identisch sei mit sittlicher Gewissenhaftigkeit. Alles menschliche Denken und Handeln sei ein- und demselben Gesetz unterworfen; die Erfüllung dieses Gesetzes sei der Zweck aller Tätigkeit. Der Gedanke an Leonore riß ihn fort. Als Erkenntnisobjekt finden wir das Gesetz nicht nur in der Natur aller Dinge, auch in allem geschichtlichen Geschehen, selbst in allen künstlerischen Schöpfungen verwirklicht. Die Religion suche die Verbindung des menschlichen Geistes oder — Herzens mit dem Gesetzgeber. Im menschlichen Gewissen vereinigen sich wissenschaftlicher Geist, künstlerischer Wille, religiöses Gefühl. Gewissenhaftigkeit sei gleich dem Begriff der chemischen Reinheit, der genialischen Wahrhaftigkeit, der Lauterkeit im Glauben.

Es hatte bereits geläutet, und er war so weit von seinem vorgenommenen Thema abgetrieben! Allein er fühlte sich gar nicht unzufrieden mit sich; im Gegenteil, es war ihm zu Mute, als habe er ein großes Bekenntnis abgelegt. Wenn Leonore ihn gehört hätte!

Ist das weibliche Empfindungsvermögen so fein, daß es Regungen verspürt, die sich räumlich entfernt in einem liebenden Gemüt abspielen? Das Problem der bewußten und unbewußten Telepathie hatte ihn, besonders im Anschluß an die Beschäftigung mit der drahtlosen Fernübertragung elektrischer Funken und Ströme, immer schon etwas interessiert. Es war ihm, wie er im Lehrzimmer Leonores freundlich leuchtende Augen gewahrte, als müßte er an die Möglichkeit der geheimen Gedanken- und Gefühlsübertragung glauben. Während der letzten Stunde mußte doch so etwas vor sich gegangen sein, denn er sah Leonore gleich sich in einem veränderten Zustand. Er trat unbefangen auf sie zu, sie reichte ihm zuvorkommend die Hand.

„Nun, Fräulein Freundschaft, was macht der Streit der Fakultäten?“

„Ich denke, der ist für uns erledigt, Herr Professor.“

„Ich verstehe, Ihre geistigen Bemerkungen haben mich noch lange beschäftigt. Ich verstehe —“ Er zögerte etwas. „Ich verstehe, ich habe meine seitherigen Auffassungen über Geschichte, Kunst und Religion grundsätzlich nachgeprüft und bekenne gern, daß meine Ansicht darüber eine wesentlich andere nunmehr ist. Ich habe auch darüber nachgedacht, woher meine frühere Auffassung gekommen war. Wir haben seiner Zeit auf der Schule keinen rechten Geschichtsunterricht, so wie Sie ihn auffassen, keine Erklärung des Wesens der Kunst, wie Sie es bestimmten, und vor allem einen unglücklich grobschlächtigen Religionsunterricht gehabt. Ich kann ja auf Grund meiner Lebenserfahrungen nicht mehr mit dem gleichen jugendlichen Idealismus wie Sie den geisteswissenschaftlichen Problemen gegenüberstehen; allein ich räume Ihnen, wie gesagt, gern ein, daß Ihre Auffassung im wesentlichen richtig ist. Es ist sogar möglich, daß mein Urteil über die Bedeutung der alten Sprachen, insbesondere des Lateins, grundsätzlich verfehlt ist; denn die Sprache ist uns keineswegs als der notwendige, bestimmte Formausdruck eines lebendigen, geistigen Begriffsinhaltes gelehrt worden. Ich glaube sogar, daß zum Beispiel Horaz in mehrfacher Hinsicht höchst wertvoll ist, aber fragen Sie nicht danach, wie wir ihn gelesen haben. Ich hatte den antiken Schriften gegenüber immer das Gefühl, als seien sie zweifelhaft interessante Gedankenmumien. Ganz sicher bin ich mir allerdings auch jetzt noch nicht, ob die so zeitraubende, qualvolle Erlernung des Lateins sich für uns heute noch rentiert, und ob es nicht auf Kosten von wichtigeren Fächern geht, wenn antike Geschichte und Kunst so eingehend behandelt wird, wie es geschieht. Sie haben ja selbst ganz richtig geäußert, daß alle Wissenschaft nur dem Leben, nur der Erkenntnis des Lebens zu dienen habe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, halte ich doch manches, ja vieles, was der Lehrplan für ihre Disziplinen gewohnheitsmäßig mitäufert, für entbehrlich und überflüssig. Um nur eines herauszugreifen: Römische Altertumskunde, soweit nicht gerade vollwertige Kunstfunde in Betracht kommen, ist doch gewiß eine tote Wissenschaft.“

Aus Leonores Augen glitzerte etwas Schelmisches. „Herr Professor, Sie haben doch ein natürliches Interesse für die geschichtliche Vergangenheit Ihrer engeren Heimat. Sie wissen, daß auch Römer über Ihre heimatliche Scholle geschrieben sind und dort gelebt haben. Sie wissen jedenfalls auch, daß man dort Funde von Ueberresten aus der römischen Zeit gemacht hat. Für diese müssen Sie unbedingt ein lebendiges Interesse haben. Gerade von Badenweiler ist eine recht hübsche Sammlung im Badischen Landesmuseum aufgestellt. Haben Sie den Artikel „Zur Neuauftellung der vorgegeschichtlichen Sammlung im Badischen Landesmuseum“ in der letzten Unterhaltungsbeilage des „Karlsruher Tagblattes“ gelesen?“

„Ich bin froh, wenn ich meine Fachzeitschriften bewältige.“ Sie nahm resolut ihre Büchertasche und holte den Artikel heraus, ihn dem Professor einfach zu überreichen. Der lächelte nach der Art einer erwachsenen Person, der ein Kind etwas abt, was sie für wertlos, das Kind aber für wertvoll hält.

(Schluß folgt.)